

Aufsatz im Karl-May-Jahrbuch 1932

von

Hermann Waldemar Otto

(14.04.1863 - 11.01.1941)

Hermann Waldemar Otto war ein deutscher Schriftsteller und Artist.

Zu Leben und Werk siehe: http://de.wikipedia.org/wiki/Hermann_Otto

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Ergänzungen sind in [] eingefügt.

Karl May Jahrbuch 1932, Seite 45-52.

Hrsg. Konrad Guenther + Euchar A. Schmid

Wie ich Karl May sah

Erinnerungen von Hermann Waldemar Otto¹

Anlässlich der neunzigsten Wiederkehr des Geburtstages von Karl May (25. Februar 1932) veröffentlichte ich in den ‚Düsseldorfer Nachrichten‘ eine Jugenderinnerung an den Dichter, da ich der einzige lebende Schriftsteller bin, der gleich Karl May in Hohenstein-Ernstthal geboren wurde und May noch persönlich gekannt hat. Ich will nicht unterlassen zu bemerken, daß ich in meiner langen Schriftsteller- und Künstlerlaufbahn bisher noch nie eine Zeile über Karl May geschrieben habe, obgleich man mich seinerzeit – als die berüchtigte Hetze begann – geradezu drängte, meine Jugenderinnerungen zu veröffentlichen, soweit sie den Verfemten betreffen. Ich konnte einfach nicht viel Wissenswertes berichten. Die Tage meiner Jugend lagen so fern. Als Junge von 14 Jahren mußte ich die Heimat verlassen. Ein unstetes Wanderleben trieb mich kreuz und quer durch die Welt; ich jagte Frau Aventure nach und fand die Unrast, weil ich sie gewollt ... Inzwischen gewann sich Karl May den Namen des besten deutschen Volksschriftstellers. Und so will ich im Alter nachzuholen versuchen, was ich damals ablehnte und versäumte.

Karl May ist bekanntlich in Ernstthal im sächsischen Erzgebirge geboren. Doch war er ursprünglich gar kein waschechter „Königlicher“ Sachse, denn das Städtchen gehörte zu den „Schönburgischen Rezeßherrschaften“, ein Rest übelster deutscher Kleinstaaterei. Dieses halbsouveräne Ländchen umfaßte 582 Quadratkilometer und hatte 1840 vielleicht 100 000 Einwohner. Das Haus Schönburg war schon im 12.

¹ Geboren am 14. 4. 1863 in Hohenstein i. S., verfaßte z. T. unter dem Pseudonym Signor Saltarino, artistische Literatur, sowie zahlreiche Romane und Novellen, u. a. ‚Am Feldrain entlang‘ (1895), ‚Zirkusblut‘ (1908), ‚Satanela‘ (1909).

Jahrhundert im Besitz seiner Stammgüter. Verwaltung, Schule, Kirche, selbst die Justiz waren in meiner Jugend schönburgisch, Sachsen besaß nur die Militärhoheit und rekrutierte aus Schönburg das 105. Infanterieregiment. Die kleinen Übeltäter wurden in einem ‚fürstlich und gräflich schönburgischen Gerichtsamt‘ abgeurteilt, in der Berufung aber entschied das königlich sächsische Landgericht in Zwickau.

Ernstthal selbst liegt in einem Tale. Das Städtchen wurde von Flüchtlingen aus der nahen Bergstadt Hohenstein gegründet, als dort die Pest wütete, und nach einem Grafen Ernst von Schönburg-Glauchau benannt. In einem windschiefen, Jahrhunderte alten Weberhäuschen wurde Karl May geboren. Eine Gedenktafel über der Tür gibt seit einigen Jahren der Nachwelt davon Kunde. Und in diesem elenden Heim eines blutarmen Leinewebers rollte das düstere Jugendschicksal des später so viel gefeierten Schriftstellers ab. Er kannte die vielen Tage ohne Brot, die langen Winterwochen ohne Wärme, die Hungersnot und die böse Cholera von 1867, und in diesem Elendshäuschen mit dem zerfetzten Schindeldach wurde der junge Mensch von der ganzen Tragik einer verlorenen Jugend gepackt.

Das Städtchen Ernstthal hatte mit Hohenstein zusammen ein kleines Postamt, das im Bahnhofsgebäude lag. Beinahe jeden Tag, wenn ich Knirps den vielfach gewundenen Weg zur Volksschule hinaufkraxelte, begegnete ich einem schlanken jungen Mann, einen Schlapphut auf dem wehenden Haar, der einen Doppelbrief zur Post brachte. Das war Karl May, der bei einer Petroleumfunzel bis zum Morgengrauen an Manuskripten für einen Dresdner Verlag schrieb. An den Nachmittagen streifte er planlos durch die dicht an das Städtchen grenzenden Wälder, neuen Stoff für neue Erzählungen sammelnd.

Ich muß gestehen, daß mir das Leben leider wenig Zeit und Gelegenheit bot, Karl May zu lesen. Ich erinnere mich nur der wundervollen ‚Erzgebirgischen Dorfgeschichten‘, des ‚Winnetou‘ und einiger Humoresken. Sein Humor jedoch wirkte auf mich nicht befreiend, er glich vielmehr dem leisen Murmeln der Bachwässer in den still-einsamen Tälern der Heimat. Karl Mays Humor ging unter im Feuerstrom seiner lodernen Phantasie. Ich glaube überhaupt nicht, daß das Erzgebirge Humoristen hervorgebracht hat. Das Grotesk-Komische des Obersachsen hat seine Wurzeln in der Ebene. Dagegen fand ich schon in den ersten literarischen Arbeiten Karl Mays, des deutschen Jules Verne, wie er oft genannt wird, die Verherrlichung christlicher Tugenden und die Spannungen des Detektivromans, die sich in seinen späteren Werken mit der Schilderung fremder Länder und fernen Menschentums paarten.

Als ich nun das Werk ‚Ich‘, die ergreifende Beichte seines Lebens, las, da wurden auch die Bilder der Vergangenheit in mir wieder lebendig, nahmen teilweise greifbare Formen an, und so kann ich heute vieles bestätigen oder ergänzen, wovon Karl May berichtet. Der Vater des Dichters war ein sogenannter ‚Bastler‘, dessen ich mich gut erinnere. Er zimmerte und baute alles mögliche zusammen, wenn der Webstuhl stillstand. Dabei hatte er eine harte Hand. In dieser Hinsicht bildete er keine Ausnahme unter den männlichen Bewohnern des Städtchens. Den Weberkindern blühten keine Rosen. Ihr Leben ist so, wie es Karl May zeichnet. Überhaupt ist seine Schilderung der Ernstthaler Welt von verblüffender Realistik. Er wäre der Mann gewesen, ein Drama über das damalige Weberelend zu schreiben, nicht Gerhart Hauptmann, der es nur vom Hörensagen kannte.

Mit wenigen Worten nur streift Karl May die verderbliche Quacksalberei, der die Schuld daran beizumessen ist, daß der Junge vier Jahre mit Blindheit geschlagen war. Das arme Volk im Erzgebirge stand kulturell unglaublich tief. Man sammelte wohl heilkräftige Kräuter und Wurzeln; daneben wollte man aber die Krankheiten auch durch Händeauflegen, ‚Sympathie‘, usw. heilen. Der Wunderdoktor murmelte dazu allerhand unsinniges Zeug und überließ alles Weitere der Natur und dem lieben Gott. Dabei glaubten die Leute noch an Gespenster, Dämonen und Hexen. War irgend jemand zu Wohlhabenheit gelangt, so hatte er ‚seine Seele dem Teufel verschrieben‘, der ihm wohl ein Leben voll Freude und Genuß verschaffte, ihn aber doch einmal, seinen Lohn fordernd, beim Kragen nahm und mit ihm schnurstracks in die Hölle abdampfte.

Freilich gab es in Ernstthal nur arme Schlucker, mit denen der Teufel nicht viel Staat machen konnte. Im nahen Hohenstein aber war eine Art von ‚Patriziern‘ vorhanden, ein halbes Dutzend Verleger- und Weberfamilien in gehobener gesellschaftlicher Stellung. Der Fortschritt der Zeit ließ sie später Fabriken bauen. Einzelne Fabrikanten wurden sogar Exporteure von Ruf und königliche Kommerzienräte.

Die auf Seite 315 des Bandes ‚Ich‘ genannte ‚Lügenschmiede‘ war eine üble Gastwirtschaft, in der mancher Bürger seinen Verdienst vertrank. Die Besucher dieser Kaschemme trugen ein vollgerüttelt Maß von Schuld an der seelischen Folterung, der später der Dichter unterworfen wurde. Nicht nur, daß man in der ‚Lügenschmiede‘ jeden Vagabundenstreich dem von einer gewissen Romantik umwobenen ‚May-Karl‘

anhängte. Auch später, als der Dichter bereits zu Ruhm und Ehre gelangt, als die bekannte Hetze einsetzte, wandten sich die Feinde Mays an die noch lebenden Stammgäste der ‚Lügenschmiede‘ und ähnliche männliche und weibliche Klatschmäuler, und es entstand jene Sammlung von Haß, Neid, Niedertracht, Unmenschlichkeit und Gemeinheit, deren Beseitigung die Ehrenpflicht jedes anständig denkenden Menschen war und die Gott sei Dank auch geglückt ist².

Karl Mays erste Frau, Emma Pollmer, habe ich als Kind auch gekannt, besser aber noch ihren Großvater. Wenn Karl May den alten Barbier einen ‚schönen hochgewachsenen Mann‘ nennt (‚Ich‘, S. 404) [Die Seitenangaben - im folgenden S. 499, S. 385 - zeigen, dass H. W. Otto die neubearbeitete Auflage 11 (1931) von Bd. 34 „Ich“ vorlag.], so kann ich in diese Verherrlichung körperlicher Eigenschaften nicht einstimmen. Pollmer verkaufte in seinem kleinen ‚Salon‘ allerhand Salben und Arzneien, ging aber in der Hauptsache von Haus zu Haus rasieren. Im Nebenberuf zog er Zähne. Ob schadhaft oder nicht, seiner Körperkraft widerstand kein Zahn. Eine Art Schmiedezange bildete das Werkzeug. Ich war ein kleiner Junge, als er meinen Kopf zwischen seine gewaltigen Hände nahm. –

Den auf S. 499 des Bandes ‚Ich‘ genannten Wunderdoktor ‚Sequah‘, der Karl May in dem Roman ‚Der Schatz im Silbersee‘ als Vorlage für den Magister Jefferson Hartley gedient hat, kannte ich sehr gut. Er hieß William Hartley und war von Haus aus Akrobat. Als solcher nannte er sich Robinson. Da er mit großer Körperkraft ausgestattet war, stellte ihn jene englisch-holländische Gesellschaft, die das Seguaöl herstellte (aus einer indischen Menthapflanze gewonnen), als Manager ein. Dabei verdiente er viel Geld. Ich traf ihn im Jahr 1890 in Roosendaal (Holland) auf dem Marktplatz. Dort sah ich mir auch sein ‚Auftreten‘ an. Er zog Zähne, während seine Umgebung einen Heidenlärm vollführte, massierte Rheumatiker und Gichtbrüchige mit seinem Öl und veranstaltete nach der Massage mit seinen Patienten ein Wettlaufen ... Die Holländer schworen auf seine Heilweise, doch hat später die Polizei, auf ärztlichen Einspruch hin, sein Auftreten verboten. Nach Deutschland durfte er nicht kommen. Geraume Zeit später begegnete ich Hartley-Robinson-Sequah im Haag; er besaß dort eine prachtvolle Villa und kutschierte einen Viererzug selbst.

Vor etwa dreißig Jahren war ich Leiter einiger Theater (um nicht zu sagen: ‚Schmierer‘) im Bergischen Land. Eines Tages kam zu mir der Redakteur Dr. Hermann Cardauns³ von der ‚Kölnischen Volkszeitung‘, für die ich ab und zu Aufsätze schrieb. Er fragte mich, da ich doch auch in Hohenstein-Ernstthal geboren sei, ob Karl May der evangelischen oder der katholischen Konfession angehöre. Da ich hinter der Frage keine ethischen Gründe vermuten konnte, erwiderte ich, daß ich ihm keine Auskunft geben könne, denn ich hätte mich nie im Leben um die Konfession meiner Mitmenschen bekümmert. Ob mir bekannt sei, daß dieser Jugendschriftsteller vorbestraft sei? Nein, denn ich hätte meine Heimat schon in frühester Jugend verlassen. Später erst, als die Hetze einsetzte, wurde mir der wahre Sinn der Fragen klar.

Karl May sah ich nur noch einmal im Leben, und zwar im Jahre 1912 in Düsseldorf. Er mußte in Essen persönlich einen Termin wahrnehmen. In Düsseldorf besuchte der Dichter, weiß das Kopfhaar und das Kinnbärtchen, einen befreundeten Franziskanerpater im Kloster auf der Oststraße, begleitet von seiner zweiten Frau Klara.

Nach viereinhalb Jahrzehnten führte mich mein Weg noch einmal in die Heimat. Ich war damals ‚Bergherr‘ des längst verlassenen Erzbergwerks bei Hohenstein. Auf einer Halde dieses Bergwerks saß einst Karl May, als im Städtchen ein Brand ausgebrochen war (‚Ich‘, S. 385). Während des Krieges mußte die Grube auf Anordnung der Kriegs-Metall-Gesellschaft wieder in Betrieb genommen werden. So war meine Anwesenheit

² Anmerkung des Karl-May-Verlags: Wir weisen hier darauf hin, daß uns die vorliegenden Äußerungen unaufgefordert zugingen und von uns gänzlich unbeeinflusst sind. Um so schwerer wiegt das Urteil des Orts- und Sachkundigen über die ‚Lügenschmiede‘ und ihre Gäste. Während bekanntlich Kleinberg in seinem berühmten ‚Nekrolog‘ andeutete, daß gewisse Auswüchse des Hohenstein-Ernstthaler Lebens, wie sie in der ‚Lügenschmiede‘ zutage traten, dem Dasein und dem Schaffen Karl Mays den Stempel aufgedrückt hätten, zeigt hier einer, der es wissen muß, das gerade in der ‚Lügenschmiede‘ die Feinde des Gehetzten saßen, die sein Leben vergiften halfen.

³ Hermann Cardauns gehörte zu jener Schar erbitterter Angreifer, die Karl May im letzten Jahrzehnt seines Lebens so hartnäckig beföhden. Die Namen all dieser Männer sind in die Vergessenheit hinabgesunken, auch der des weithin bekannten Hermann Cardauns. Gerechtigkeit erfordert zu sagen, daß er sich im Kampf gegen Karl May immerhin von glatten Unwahrheiten und Verleumdungen, wie sie Avenarius und andere handhabten, freihielt und dem Volksschriftsteller durchaus nicht alles Gute, Schöne, Edle absprach.

Einen Monat vor seinem Ableben (Frühjahr 1925) habe ich den greisen Gelehrten selber gesprochen und bei dieser Gelegenheit meine Ansicht bestätigt gefunden, daß er gar manche durch die Kampfeshitze verschuldete Entgleisung bedauere. Näheres darüber berichtete ich seinerzeit im Karl-May-Jahrbuch 1926, S. 233–237.

Dr. E. A. Schmid.

dort öfters notwendig. Ich wohnte im Gasthof ‚Zu den drei Schwanen‘. Eines Abends war ich Zeuge, wie der Bürgermeister Dr. Patz dem Verleger der dortigen Stadtzeitung – sein Name ist mir entfallen – darüber Vorwürfe machte, daß dieser den Gegnern Karl Mays in der Hetze Vorspann geleistet habe. Deshalb sei wohl auch die Stadt Hohenstein-Ernstthal nicht im Testament bedacht worden. Der Zeitungsverleger schwieg beschämt. Und so werden sich heute wohl alle jene Menschen schämen, die dazu beigetragen haben, daß ein großes Herz im Leid zerbrach.